

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

18.2.1934 (No. 7)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 7



18. Februar 1934

Hans Gerspacher / Baden und der Siebenjährige Krieg

Die badische Politik im Siebenjährigen Kriege untersuchen heißt nicht, die Reihe territorialgeschichtlicher Arbeiten um einen beliebigen oder gar unnötigen Beitrag bereichern. Schon ein flüchtiger Blick in die Reichspolitik jener sturmbelegten Tage zeigt in Markgraf Karl Friedrich einen Fürsten eigenster Prägung, der nicht geduldig und ergeben das Walten der „Zeitläufe“ über sich ergehen ließ und daher willig seinen Regensburger Verpflichtungen nachkam, so wie es z. B. die Vettern der baden-badischen Markgrafschaft taten, über deren Politik zu berichten sich völlig erübrigt. Naturgemäß mußte die Einstellung zu Reich und Preußen an sich schon bei Karl Friedrich eine ganz andere sein als in Baden-Waden. Denn er war nicht gewillt, in das Verdammungsurteil der österreichisch gesinnten Mehrheit des deutschen Reichstages miteinzustimmen und den von der Hofburg schon im Herbst 1756 veranlaßten Maßnahmen zu folgen. Zwar zauderte er anfangs unter dem atemraubenden Eindrucke des großen Geschehens, seine Meinung zu Regensburg zu bekennen. Aber er hielt dann doch lange genug an seiner Ueberzeugung vom Unrechte des Reichskrieges gegen König Friedrich fest, obwohl der französische Hof im November 1756 und dann im März 1757 ihn an seine reichständischen Pflichten erinnerte und ihn recht eindeutig davor warnte, „die Partei des Friedensbrechers zu ergreifen“. Die Reichsexekution war seit Januar 1757 beschlossene Sache! Sicherlich wurde der Markgraf in dieser Haltung durch die geheime Hoffnung bestärkt, die Ereignisse eines für Friedrich glücklichen Feldzuges möchten ihn der Teilnahme am Reichskriege entheben. Erst die Koliner Niederlage des Königs und der dritte Besuch eines französischen Gesandten im Juli 1757 veranlaßten ihn, die Politik des passiven Widerstandes nun aufzugeben.

Was er an Truppen dann beizusteuern hatte, hob sich allerdings kaum von der geradezu trostlosen Beschaffenheit der Reichsarmee im Siebenjährigen Kriege ab, ebensowenig brachte ihm die Führung des baden-durlachischen Kontingentes durch seinen Oheim, den recht unbedeutenden Markgrafen Karl August, Ruhm und Ehre! Drückender war dann schon die finanzielle Belastung, die ihm der Reichskrieg brachte, es mag hier vorweggenommen werden, daß die Abgaben und namentlich dann die Sachlieferungen, von denen sogleich die Rede sein wird, die Höhe seiner Kriegskosten auf annähernd eine halbe Million Gulden veranschlagen lassen.

An seiner Gesinnung indessen änderte sich nichts. Die Verbundenheit mit dem von ihm so sehr bewunderten Preußenkönig wuchs von Jahr zu Jahr. Die Siege von Rossbach und Leuthen erfüllten sein Herz mit dankbarer Freude. Daher schloß er sich auch trotz begreiflicher Betonung der gefährlichen Lage seines Landes nicht aus von einer gemeinsamen Erklärung der Regensburger evangelischen Gesandtschaften (29. 11. 1758), als der Kaiser Wiene machte, gegen Gesetz und Verfassung die Achtung Friedrichs des Großen durch eine gestützte Reichstagsmehrheit beschließen zu lassen. Dadurch bekam er erneut Vorwürfe und Drohungen seitens der erzürnten Höfe von Wien und Versailles zu hören. Wieder verließ jedoch ein französischer Gesandter unverrichteter Dinge den Karlsruher Hof:

Karl Friedrich dachte auch nicht entfernt daran, seine Zustimmung zu widerrufen.

Schließlich scheute sich Karl Friedrich nicht, sich im Herbst 1761 in aller Form dagegen zu verwahren, daß sein Land besonders stark zu brüderlichen Sachlieferungen an die französischen Magazine herangezogen wurde. Die Antwort freilich war die Besetzung eines großen Teiles der unteren Markgrafschaft durch französische Truppen. Volk und Fürst ertrugen sie über zwei Monate. Vergebens suchten seine Widersacher, die nun endlich ihrem alten Groll hatten Luft verschaffen können, ein Schuldbekenntnis in den Darlegungen Karl Friedrichs. Im Gegenteil! Sein Reichstagsgesandter, Herr von Schwarzenau, den die verbündeten Höfe als den Urheber der ihnen verhassten Politik des Markgrafen ansahen, erfreute sich gerade damals des größten Vertrauens seines Fürsten. Der Markgraf opferte ihn weniger als je dem Willen seiner Gegner, obgleich ihm dies nahegelegt wurde.

Genug, es zeigen sich hier bei aller Passivität, die der deutschen Reichspolitik im 18. Jahrhundert anhaften mußte, doch auch gewisse Ansätze selbständigen Handelns, einer bewußten politischen Haltung. Von da aber war kein großer Schritt mehr zu einer Politik, die auch den Gesetzen eigenstaatlichen Lebens und Wachstums folgte.

Damit nahm die badische Politik im Siebenjährigen Kriege eine ganz neue, eine überraschende Wendung, dadurch erhält sie erst ihre besondere Bedeutung. Der enge Rahmen territorialstaatlicher Gebundenheit erscheint jetzt erst recht gesprengt.

Diese Entwicklung mit herbeigeführt zu haben, ist das Verdienst des hochbegabten Freiherrn Wilhelm von Edelsheim, den der Markgraf in den Jahren 1760 und 1761 in geheimster politischer Sendung an die Höfe von Gotha und London und außerdem in das preussische Hauptquartier nach Leipzig entsandte — niemand in Karlsruhe ahnte von dem kühnen politischen Beginnen, auch die Geheimräte nicht, die in ihrer Gewissenhaftigkeit und Aengstlichkeit niemals so revolutionären Gedanken hätten zustimmen können. Schon die erste Mission erwies die Meisterschaft des jugendlichen Politikers, ja, man wird kaum fehlgehen zu behaupten, daß eben die Art, mit der Edelsheim seinen hohen fürstlichen Auftrag erfüllte, ganz wesentlich den Grund zu dem geradezu freundschaftlichen Vertrauen legte, das der Fürst seinem einflußreichen Ratgeber stets und uneingeschränkt schenkte.

Mit Wilhelm von Edelsheim trat die jüngere Generation auf die Bühne des politischen Geschehens, beweglicher, lebendiger als jene ältere. Die Vielseitigkeit und Aufgeschlossenheit seines Wesens führte ihn zu den großen geistigen Fragen seiner Zeit, auch er war innerlich und zutiefst berührt von der deutschen Bildung seiner Tage, auch er huldigte der Muse Klopstocks und Glucks wie sein Fürst. Kein Wunder, daß später selbst Goethe sich anerkennend und bewundernd über Herrn von Edelsheim aussprach und in Karlsbad seinen Umgang suchte. Und im Februar 1761 war es Friedrich der Große, auf den der badische Gesandte einen gewinnenden Eindruck machte. Er forderte Edelsheim auf, ein „ausführliches Portrait“ von seinem

Markgrafen zu entwerfen. Es ist bedeutsam, daß sich Karl Friedrich schon damals der höchsten Wertschätzung seitens des Königs erfreuen durfte: denn Friedrich nannte den Markgrafen den klügsten aller deutschen Kleinfürsten: „Cet homme là seroit mon fait!“, rief der Fürst aus.

Die volle Erschließung und Wertung dieser politischen Korrespondenz zwischen Karl Friedrich und Wilhelm von Edelsheim hat neues Licht auf die Politik eines deutschen Territorialstaates im 18. Jahrhundert geworfen. Wenn Edelsheim in unabhängiger und zäher Bemühen seinem Fürsten den Weg zur großen Politik bahnen und damit auch „die Interessen Baden-Durlachs“ vertreten wollte, so hieß das doch nicht, nur eigenläufige Politik treiben! Das „Précis des idées touchant l'agrandissement de la maison de Bade — Durlach“, das Edelsheim als klares, fest umrissenes Programm im Juni 1760 dem Gothaischen Premierminister überreichte, sollte erst die Grundlagen und Voraussetzungen zu dem schaffen helfen, was Karl Friedrich und Wilhelm von Edelsheim als ihre politischen Hochziele ansahen.

Sie wünschten eine Stärkung ihres kleinen Staates durch ganz erheblichen Gebietszuwachs: Ihr Blick fiel da auf den vorderösterreichischen Breisgau, die kleine Grafschaft Hohenlohe und die Markgrafschaft Baden-Baden, deren Erbschaft sie schon damals politisch garantiert sehen wollten. Aber sie gedachten auch dem Krummstabe wertvolles Land zu entreißen: Der Bischof von Straßburg hatte ausgedehnten Besitz rechts des Rheines, oben um Ettenheimmünster, und weiter unterhalb war er Herr des gesamten Neckgebietes. So sollte hier ein zusammenhängender, um nicht zu sagen, organischer Staat geschaffen werden. In ihm sollten sich nicht allein neue schöpferische Kräfte entfalten können, der Markgraf und sein Ratgeber sahen vielmehr in ihrem vergrößerten Lande zugleich auch eine Stütze des preukisch-englischen Staatensystems: Hier am Oberrhein sollte Preußen ein starker Bundesgenosse entstehen, der die Mächte Österreichs durchkreuzen und Frankreich in Zukunft daran hindern könnte, in das Herz Deutschlands einzudringen, ja, es sollte in der Macht dieses oberrheinischen Verbündeten stehen, gegebenen Falles in das Elsaß oder in die österreichischen Niederlande einzurücken —

ein Heer von wenigstens 20 000 Mann sah Edelsheim deshalb schon in der Hand dieses Fürsten. Das war der Cantus firmus, der immer wieder durch die Vielheit der Stimmen hindurchbrach, das dominierende Thema, in dem — selbst in diesem 18. Jahrhundert! — deutlich vernehmbar nationale Töne mitschwangen. Hier sprachen die trüben Erfahrungen eines gequälten Grenzlandstaates, da war sicherlich die Erinnerung an den Türkenlois nach, der ein halbes Jahrhundert zuvor mitberufen war, das Reich gegen französische Kriegs- und Raubpolitik zu verteidigen. So war es des Markgrafen fester Wille, eben ganz wesentliche Funktionen dieses ermatteten und kraftlos gewordenen Reiches zu übernehmen, in Anlehnung und im Schatten des mächtigen preukischen Staates. Erneuter, verjüngter Reichspatriotismus war treibende Kraft und Kennzeichen des politischen Willens Karl Friedrichs.

Die Ernsthaftigkeit, mit welcher all diese hochfliegenden Pläne verfolgt wurden, verbietet allein schon, ihre und damit auch unsere Erörterungen als phantastische Träumereien abzutun. Darin waren sich allerdings alle Beteiligten ganz einig, daß nur ein siegreicher Ausgang des Krieges, d. h. nur „das völlige Unterliegen des Hauses Habsburg“ eine derart umwälzende Neugestaltung des deutschen Südens ermöglicht hätte.

Man mag darüber streiten, ob in dieser geplanten Neuorientierung der deutschen Politik schon ein erstes Heraufdämmern der kleindeutschen Problemstellung zu erkennen sei, soviel aber steht sicherlich fest, daß diese territorialen Wünsche Badens im ganzen und grundsätzlichen eine Vorwegnahme der Landvergrößerung darstellten, die dem Markgrafen in reicherem Maße im Zeitalter Napoleons zuteil wurde. Hier liegt die tiefere Bedeutung des Siebenjährigen Krieges für die badische Politik, daß damals zum ersten Male Gedanken wach wurden, denen eine spätere Zeit in der Tat zum glücklichen Durchbruch verhalf, daß damals zugleich der Weg zu Preußen hin beschritten wurde, den später der Enkel des Markgrafen, Friedrich I., benutzt und folgerichtig weiter ging. Wenn man schließlich Reichenstein den Gründer des neuen badischen Staates genannt hat, so darf doch der ältere Politiker Karl Friedrich nicht vergessen werden, Wilhelm von Edelsheim, der gleichfalls bei der Grundsteinlegung des künftigen Mittelstaates Pate gestanden ist.

Karl Joho / Funkensonntag — Ein alemannisches Nachfastenfest

„Er kommt hintennach wie die alt' Fasnacht“: diese süddeutsche Redensart kommt sicherlich davon her, daß die aus dem Heidentum stammende und unauslöschbar im Volk weiter-schmelende Fastnacht bei Einführung des Christentums um eine Woche zurückverlegt worden ist. Manche alten Nach-Faschnachtsbräuche haben sich nämlich durch die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag erhalten. Diese aus alten Kulturen mit ihrer unmittelbaren Vergottung der Naturgewalten gewachsenen Feste entspringen gewissen Urgeanken des mit Erde und Sonne innig vermählten Naturvolkes. Es handelte sich in den letzten Gründen bei den alten Bräuchen um die Bezwingung böser Geister, um die Lockung von Wachstum, Fruchtbarkeit und Entesegen. Zur Beschwörung der unfählich gewaltigen Naturkräfte wurde im Urbeginn in allen Kulturen die erste und mächtigste Gottheit, die Sonne, angerufen. Die Sonne, die von Menschenhänden angefaßt werden kann, ist das Feuer. Das Feuer, das Abbild der Sonne, reinigt und zündet und lockt den Samen. Gelehrte Leute und künftige Volkstundler wissen solcherlei noch anders und überhaupt besser zu erklären. Der Heimatplauderer darf sich mit der Erwähnung derlei Zusammenhänge begnügen, um endlich zu dem schönsten, uralten Fastnachtsbrauch im badischen Oberland zu kommen, zu der Feier des Scheiben- und Funkensonntags am Invocavit-Sonntag.

Darüber brauche ich nichts aus klugen Büchern herauszu-klauben. In goldenen Jugendtagen, die mich in glücklicher Laune des Schicksals in das fröhliche Hochberger Markgrafentädtchen Emmendingen im Breisgau verschlagen haben, erlebte ich wiederholten Funkensonntag mit.

Der Literaturbesessene weiß, daß in Emmendingen bei Freiburg Goethes unglückliche Schwester Cornelia, die Gattin des Landschafters Johann Georg Fr. Schloffer, begraben liegt, der Dichter deswegen zweimal dort ankehrte, und daß Reinhold Venz, der arme kranke Schatten Jung-Goethes, zwei Jahre dort lebte. Der bildende Künstler weiß ferner, daß Fritz Böhle, der in Sachsenhausen vor ein paar Jahren zu früh gestorbene große Maler, in Emmendingen geboren ist.

Wer übrigens Authentisches über deutsche Feste und Volksbräuche erfahren will, sei an die ausgezeichnete Darstellung des verdienstvollen Heimatforschers, des Heidelberger Professors und jetzigen Ministerialrats im Kultus- und Unterrichtsministerium, Dr. Eugen Fehrle, verwiesen, der in der Teubnerischen Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt“ ein vortreffliches Büchlein darüber mit Bildern herausgegeben hat.

Wenn in der guten und (wenigstens ehemals) so trinkbaren Stadt Emmendingen der Turnverein, die Sängerrunde Hochberg, der Musikverein, die Feuerwehr, der Radfahrklub bis zum Verein der keinem Verein Angehörigen die Fastnachtskränzchen glücklich hinter sich hatten und der Fastnachtsdienstag beim Brauer Ramsperger (welch starke, altshöne Namensform!), im Engel, im Löwen, in der Sonne, im Hirschen, im Ochsen, in der Post, beim Moosbrugger, im Adler, beim Karcher (dem alten Schloffer-Goethe-Amtshaus), im Nebstede mit dem letzten Glas Chriesewasser — schweig stille, mein Herz; es war ein großes Gemäß und kostete zehn Pfennig — erschöpft geendet hatte, war auf den nächsten Sonntag, also am „alten“ Fastnachts-sonntag, wieder was los.

Am Vorabend gehen die Burschen in den Häusern umher und sechten Holz zusammen; Buchenscheiben und Haselnußstöcke haben sie sich schon selber bereitgestellt. Draußen am Elzdammen werden die Holzstücke geschichtet, daneben springbrettartige Böcke eingepfählt. Die Scheiben von etwa 6 Zentimeter Durchmesser sind durchlocht; sie werden auf die Spitze der Haselgerte gesteckt, im Feuer gegläht und dann, wenn sie rot flammen, durch Aufschlagen auf den Holzbod entschleudert und hoch im leuchtenden Bogen in die Dunkelheit geworfen. Dazu wird ein artiger Spruch gejauchzt, denn er gilt der Geliebten. Ihr zu Ehren, zum Glückwunsch und zur guten Zukunftsdeutung faust der freisende Funken in den von fernher Vorfrühlings-ahnung durchbehten Nachthimmel. Der Spruch lautet etwa:

Schibi, Schibo,
Wem soll diese Schibe geh?
Die Schibe soll der Ida geh!
Goh! sie nit, so gilt sie nit!

Es ist ein wundervoller Anblick: die flammenden Holzstöcke, der gespenstisch ziehende Rauch, die lebhaften jungen Mädchen und Burschen, wie Schatten golden auftauchend und schwarz verschwindend, und über dem Gewoge die Feuerräder in vielstrahligem Bogen. Alter Heidenzauber ist fühlbar und lockt die Phantasie in alte Zeiten zurück.

Daß es bei der hübschen Huldigung des Scheibenschlagens durch das fröhliche und verliebte Jungvolk nicht bleibt, glaube ich in bestimmter und süßer Erinnerung zu haben. Es ist doch auch nur natürlich, daß, wenn die Scheibe hoch und damit glück-verheißend gestogen ist, der ortsübliche Lohn von lustigen Mädchenlippen heimgehenderweise erhoben wird. Die Burschen und

Buben, die das Holz beigebracht haben, versammeln sich bei einem freigebigen Bürger, meistens einem Wirt, und sagen ihm einen Spruch auf, den ich in der Fassung Fehrles wiedergebe, da ich selbst ihn wegen Selbsterheimgangs nur stückweise genommen habe. Er lautet in einer da und dort variierten Lesart:

Hier steh ich auf dem Damm,
wo große Funken fahren.
Da gingen wir in d' Häuser,
wo schöne Mädchen waren.
Der Vater mit dem Kriegllein
holt guten Wein herauf,
die Mutter mit der Schüssel
holt gute Küchlein rein.
Die Tochter im schwarzbraunen Haar,
die denkt in ihrem Sinn:
die Küchlein mien wir sparen,
die Nacht ist noch nicht hin.
Ich habe die Schlüssel höre Klinge,

jetzt were se Küchli bringe,
ich hab die Pfanne höre krache,
jetzt were se Küchli bache.
Hab' Ene au e Schibe g'schlage,
Sie mien mer's Küchli nit versage:
Küchli ri, Küchli rus!
Sie hen e guete Frau im Hus.
Schiebe die Schibe de Rai ab,
Küchlipfanne het e Wein ab,
Aufchafe het e Loch im Buch,
jetzt ich die alte Fasnet us.

Sind die Feuer des Funkensonntags in sich zusammengesunken und die Scheiben in der Glz und den Allmendwiesen verzischt, so gehen oder gingen die allzeit durstigen Mannen heimwärts, d. h. auf gut alt-emmendingisch: zum Ramsperger und so weiter siehe oben. Dort wird dem Gast neben dem Schoppen Wein oder Bier unberechnet ein g'hauster Teller voll Fasenküchle hingestellt, und mit dieser Zehrung hat nun tatsächlich die neue und die alte Fasnacht ihren Abschluß gefunden.

Anne Rath-Kaiser / Eine deutsche Mutter kämpft um ihren Sohn

II.

Nein, Liselotte verbarä allzuwenig ihre Entrüstung über die unerhörte Sittenlosigkeit des Hofes, sie urteilte hart über die maßlose Putsch und die abgeschmackte Mode des Schminkens, sie fand die französische Gesellschaft langweilig, die Kunst des Plauderns leer und oberflächlich, die Tänze steif, ja sie übte sogar scharfe Kritik an der hochberühmten französischen Küche. Sie gestand unumwunden ihr Heimweh wie ihren Hunger nach der gesunden, kräftigen deutschen Kost.

Schweres Leid brachte sie über sich durch diese ihre Art und durch den aufrechten Versuch, nach der eigenen Art zu leben. In harter Leidenschule lernte sie allmählich, ihre Gefühle möglichst im Herzen zu verschließen, ihre Urteile im Archiv des eigenen Geistes zu verwahren; nie jedoch lernte sie die Kunst der Intrigue, die am französischen Hof so notwendig, so Lebensbedingung war wie die Kunst des Schwimmens dem Küstenbewohner. Nie lernte sie die unerhörte Fähigkeit zur Lüge, die Heuchelei, die Verleumdung, die im Ruf das tödliche Gift verabreicht. Und allein schon ihr Dasein, ihr unantastbares Leben inmitten des aller sittlichen Hemmungen baren Hofes wirkte als unerträglicher Fremdkörper, als ewiger Stein des Anstoßes, unübersehbarer Vorwurf, stillschweigende Verurteilung.

War da wirklich noch von eigener Schuld zu sprechen? Wie wichtig wogen die kleinen Unvorsichtigkeiten, Unklugheiten, wo schon ihr ganzes bloßes Sein und Wesen in unlöslichem Widerspruch mit der Lebens- und Sinnesart ihrer neuen Heimat stand? Es war Schicksalsgesetzmäßigkeit, die ihr Leben formte, die Tragik der anderen Klasse, die zu kräftig, zu eigenmächtig, zu selbstbestimmt war, um sich dem Artfremden anpassen zu können, es war unabwendbare Gesetzmäßigkeit, die sie in immer härtere Vereinsamung hineintrieb, sie den Rabalen mißgünstiger, unbewußt gekränkter und beleidigter Höflinge ausstieß. Und diese Menschen verziehen nie, wo sie einmal wänten benachteiligt oder beleidigt zu sein, ihr Haß war so andauernd als ihre Liebe veränderlich, und ihre Bosheit ebenso ausgebildet und raffiniert wie ihre unerhörte Kunst der Ausschweifung.

Liselotte stand auf, von der inneren Unruhe gehetzt. Sie faltete mit nervösen Fingern die vollgeschriebenen Bogen und verschloß sie im Geheimfach ihres Schreibtisches. Es war ihr unmöglich, jetzt den Brief an ihre Tante fertig zu schreiben; auch sie, die Liebesvertraute, durfte sie nicht mit unablässigen Klagen ermüden, was sie aber heute noch hätte schreiben können wäre nichts anderes geworden als der schluchzende Aufschrei eines unmenzlich gequälten Herzens. Sie stand einen Augenblick unschlüssig, nach Ablenkung, nach Rettung vor der Marter der bedrängten Gedanken und Erinnerungen suchend. Dann ging sie in das anstoßende Kabinett hinüber, das ihre Münz- und Steinsammlung enthielt. Die sehr zahlreiche, wertvolle Münzsammlung vor allem war ihr Stolz und ihre Freude; fast täglich verweilte sie hier im Betrachten der schönsten und kostbarsten Stücke. An der Klarheit und Feinheit der geprägten Köpfe, an der Kraft der Sinnprüche und Devisen, am lichten Glanz des Goldes, der stillen Heiterkeit des Silbers, der vergangenheitschweren Wucht der Bronze hatte sie sich schon oft die Seele gestärkt und sich von dem unendlichen Meere des fremden und vergangenen Lebens tragen lassen, bis ihr eigenes kleines Leben und Leid leicht und schwebend wurde wie ein Schwimmer im tragenden, bergenden Wasser. Aber heute verjagte die Kraft der stummen Freude vor der übermäßigen Anspannung der angstvollen Erwartung. Liselotte sah unruhig nach der Pendüle auf dem Kamin; nein, noch würde es eine Weile währen, bis Monsieur kam. Sie verneigten sich ihren Gatten, zeichnete in Gedanken die

Linien seines Wesens nach, suchte nach Worten, die in seine Seele zu dringen vermochten. Ach, auch er war ihr wesensfremd geblieben wie dieses ganze Land; nach den kurzen Jahren eines ehrlichen Versuches zur Gemeinsamkeit war der Herzog rasch wieder dem ihm gemäheren und vertrauteren Element der französischen Hemmungslosigkeit anheimgefallen und hatte seine Gemahlin hilf- und schutzlos völliger Vereinsamung überlassen. Feindselige Höflinge verstanden es nur zu gut, die haltlos schwankende, allen Launen hingeebene Art des Herzogs auszunutzen, ihm mit gehässigen Einflüsterungen und Verleumdungen das Herz zu vergiften, daß er sich in Mißtrauen und Abneigung immer kränkender, immer verletzender gegen seine Gattin wendete. Furchtbare Jahre lagen hinter Liselotte; nichts, was immer sie tun, was immer sie reden mochte, wurde gebilligt, selbst das Unerhörteste wurde versucht: ihre Frauenehre angetastet. Damals hatte sie geglaubt, ein solches Leben nicht länger ertragen zu können, sie beschloß, den Kampf der Selbstbehauptung aufzugeben, ihren Feinden das Feld zu überlassen. Sie, die aufrechte, tapfere Frau, der heitere, lebensmutige und lebensbejahende Mensch, der das abgeschlossene Leben der Klöster stets unverstündlich, ja verhaßt gewesen, sie hatte den König fustfällig gebeten, sich in das Kloster Maubisson, wo ihre Tante als Äbtissin herrschte, zurückziehen zu dürfen. Dieser Entschluß letzter Verzweiflung enthüllte jedem, der die Fürstin kannte, die abgrundtiefe Schutzlosigkeit ihrer Lage. Der König, in all seiner Lasterhaftigkeit doch immer noch der größte Mann und Mensch am Hofe, dessen Ausschweifung erträglich schien, weil sie die zwängige Aeußerung einer Kraft- und Vollnatur war, begriff sehr wohl das Glend der armen Herzogin, er, der vielleicht als einziger am ganzen Hofe aus der eigenen Kraft und Lebensfülle die Charakterstärke und Gesundheit Liselottes erkannte und achtete, verweigerte ihr den Rückzug ins Kloster, unternahm es aber, sie mit ihrem Gatten auszuöhnen, versprach ihr vollkommene Genußung und künftigen Schutz vor ihren Feinden.

Doch selbst der allmächtige König war viel zu sehr verwickelt in das Gespinnst der Intrigen und Hoffabalen, um sich selbständiges Urteil und unbeflügeltes Handeln bewahren zu können. Was er der vielgehaßten Herzogin verschaffen konnte war nur Waffenstillstand, nicht Frieden. In heimlicher Ministerarbeit begannen ihre Feinde, durch den Beistand, den Liselotte beim König gefunden, nur um so mehr aufgebracht und erbittert, den Vernichtungskampf von neuem. Bald fiel auch die letzte Schranke, die sie im Raum gehalten, die Gnade des Königs, seitdem Ludwig sich in den Händen der Maintenon befand. Hatte man ihr längst den Gatten entfremdet, so suchte man nun auch die Mutter in ihr zu treffen. Solange die Kinder im zartesten Alter gestanden, hatten sie ihr Glück, Stolz, Herzenstrost bedeutet, doch wie rasch hatte sich auch das gewandelt. Schon schachteerte man mit der Zukunft ihrer Lieblinge. Liselottes starre Legimität war bekannt, und gerade, um sie darin zu treffen und zu kränken, wurde der Plan erwogen, ihre beiden Kinder mit den Bastarden des Königs, dem Duc de Maine und Mademoiselle de Blois zu verloben. Madame de Maintenon, die sich in Außer Selbstüberwindung für die Kinder ihrer Vorgängerin einsetzte und sie erzog, weil sie die Vorliebe des Königs für diese beiden Abkömmlinge kannte, begünstigte diesen Plan. Es war nun gewiß nicht gewöhnlicher Dünkel, der Liselotte in so heftiger Weise jede Mißheirat ablehnen ließ. Nie fiel es ihr bei, die Menschenwürde auf die Vorrechte der Geburt zu gründen, ein einfacher, natürlicher Bauer stand ihr weit höher als die verderbten Fürsten des Hofes, aber der Instinkt ihrer gesunden Rasse witterte in jeder Vermischung widerstrebender, uneinheitlicher Elemente eine Ursache und Bedingung des Verfalls und der Zerstörung. Dazu trat ihr

hohes moralisches Empfinden. Sie sprach es auch hier wieder allzu offen aus, daß Kinder, die aus doppeltem Ehebruch stammten, die mit so problematischer Erbmasse belastet waren, ihr niemals Garanten einer frohen Zukunft für die eigenen Lieblinge sein konnten. Hatte sie auch gelernt zu schweigen und zu ertragen, wo man sie selbst kränkte, hatte sie sich immer mehr auf sich selbst zurückgezogen, lebte fast wie eine Einsiedlerin mit ihren wenigen Getreuen, ganz ihrer ausgebreiteten Korrespondenz und ihrer Vorliebe für Münzen und Steine hingegeben, so wurde sie doch zur heldenmütigen Verteidigerin, wo es die Interessen ihrer Kinder betraf. Durch

ihre Ablehnung der Heiratspläne zog sie sich die Feindschaft der Maintenon, damit auch die des Königs zu. So fiel denn ihr letzter Halt. Man suchte nun auch die Kinder systematisch von ihr zu entfernen, man umgab ihre Tochter mit ihr feindselig gesinnten Erzieherinnen und Kammerfrauen, so daß es ihr unmöglich gemacht war, ein vertrautes Wort mit der jungen Charlotte zu reden, das nicht wieder entstellt und verdreht ihrem Gatten und dem König hinterbracht worden wäre, als willkommener Anlaß zu neuen Bedrängungen. Und nun holte man zum furchtbarsten Schlag aus, um das Herz der Mutter zu treffen.

Schrifttum und Heimatkunde

„Stimme der Westmark“

Diese „Auslese pfälzisch-saarländischer Dichtung“ aus dem NEB-Verlag in Neustadt a. d. Saardt ist mehr als ein Orchester lauter oder leiser Stimmen; was uns hier aus dem Munde von zwölf Dichtern entgegenschallt, ist die Stimme der Pfalz und des Landes an der Saar. Die Westmark, die wir lieben, weil ihre Sonne unsere Sonne, und weil ihr tiefstes Leid das unsere ist, spricht hier zu unseren Herzen, unserm Blut! Dafür haben wir Kurt Kölsch und Rupert Rupp als Herausgeber zu danken, dafür fassen wir die feste Hand von Hanns Jöbst, der das Erscheinen des Buches als einen „ersten ernstesten Bedruf“ jener Dichtersehnsucht begrüßt, die „aus dem Herzstück der Westmark vorstößt in die Sinngebung des Dritten Reiches“. Dieses Vorwort ist ein Fanal, herrlich genährt durch die gläubige Flamme, die wir schon vor mehr als zwanzig Jahren an Jöbsts ekstatischen Dichtungen bewundert haben. Und dieser Bedruf, der den Weg zur Heimat und letzten großen Liebe des Deutschen bloßlegen will, soll und muß über die Grenzen der Westmark hinaus ein vieltausendstöniges Echo finden.

Man erkennt schon beim ersten Durchblättern der hundert Seiten, daß eine saubere Sichtung des vorhandenen Stoffes erfolgt ist; man trifft kein einziges Gedicht, das nicht irgend eine helle oder dunkle Saite in uns mitschwingen läßt. Nur selten fehlt der allerletzte Schliff. Diese zwölf Jünger wissen um die Seele ihres Landes und wollen für sie zeugen; ein jeder unter ihnen will Bekannter sein. Es ist, als hätte der Winzer mit den Trauben sein Herz in die Kelter getreten, um es aus der Blut des Traubenmostes neu zu empfangen. Da legt Ludwig Dillmann (geb. 1902 in Sveyer) dem Bauern ein Herbstgebet in den Mund, damit der Herr das Land am Rhein behüte. („Du bist mein Land — so bist du mein Gesicht.“)

„Und schlag' dein Kreuz auf unsern Firs:
Der Ernte Wucht staut prall die Scheuer.
Bewahr' das Haus, daß es nicht birst
in Seuche, Sturm und wildem Feuer.“

Man möchte manchem Dichter mehr Platz einräumen; aber kurze Zitate müssen genügen, im Leser das Verlangen nach dem ganzen Kunstwerk zu wecken. Wir begleiten Paul Ginthum (geb. 1894 in Heidelberg) zur Queich, bewundern mit ihm den Winzerzug und hören, wie er in volksliedhafter Schlichtheit die Heimat feiert, in deren Antlitz Schmerz und Helle sind:

„Das Land ist ohne Licht,
die Ferne bleich und nah;
ich liebe dein Gesicht,
das ich im Dunkeln sah.“

Auch Willy Gutting (geb. 1901 in Vingenfeld) liebt die Scholle, die so viel Leides erfuhr; es ist besetzte „Landschaft“, wenn er sagt:

„Es trauern viele Weiden an den dunklen Bächen,
singendes Schilfrohr beugt sich im Vergehn
des gelben Todes — und die Winde sprechen
mitleidig zu ihm hin, wenn sie sich unterbrechen
in ihrem flüchtigen Vorüberwehn...“

Beim „Abenteuer“ bedauert man (ohne Pedant zu sein), daß „er“ an rhythmischen Verstößen hinkt. Auch über seine „Träume“ möchte man mit dem Dichter rechten. Sie könnten sich in der Form genau so edel runden wie die drei Strophen „Meine dunklen Hände“.

Kurt Kölsch (geb. 1904 in Kaiserslautern) ist in mancher Hinsicht Heinrich Versch verwandt. Er liebt den Dithyrambus und ist von dionysischer Freude erfüllt, selbst wenn er betet:

„Laß uns nicht verderben, Herr, vor dem Abendrot!
Fülle die wartenden Speicher wieder mit weißem Brot;
Laß die Aehren sich biegen leuchtend in Mohn und Rad
und die Sichel rauschen zur Zeit der Mahd!“

Segne die schwieligen Hände! Aus Blut und Schweiß
laß es duftig erblühen zu deinem Preis!
Laß zu unsern Häuptern, wenn wir heimwärts gehn,
Hell in sieben Farben deinen Bogen stehn.

Wenn Kölsch seinen „Gang in die Nacht“ antritt, wirft er die Tür hinter sich selber ins Schloß, damit seine Seele mitsingen kann im brausenden Chor, der von der Erde zu den Sternen tönt; . . . wenn der „Nstermorgen“ anhebt, hält er „als heiliger Priester wieder das Opferamt“, geht er „mit leuchtenden Augen hell in den Himmel ein!“ In seiner Hymne auf „Gott“ wird Kölsch zum Palmisten. Die Erde ist ihm als Mutter heilig: „Keiner kann die Mutter verletzen!“ . . . Tausendfältig ist sein „Lob der Heimat“.

denn: „die Erde vernarrt immer wieder mit frischem Grün ihre Wunden, und die heimlichste Trauer wird nur in den Herzen Gestalt. O, wie brennt mir die Seele, dich ganz zu begreifen!“

Mit drei nach Inhalt und Form gleich ausgereiften Gedichten wartet der Aelteste des Buches, Eduard Koelwel, auf (geb. 1882 in Zweibrücken). Zwischen „Magischer Nacht“ und „Mond überm Garten“ huldigt er der Mutter in den weihewollen Versen:

Komm noch einmal aus der Ewigkeit zurück,
meine Mutter, lächle still in mich hinein!
Geh noch einmal nur ein winzig kleines Stück
neben mir einher in stummem Nabelein!

Schließ die Muschel deiner hellen Hände auf,
streich nochmal mir lieblosend übers Haar!
Dann erfüllt sich meiner Sterne später Lauf,
und die Welt ist rein, wie sie im Ursprung war.

Otto Benz (geb. 1895 in Baalhorn) belebt die Farblinien des Buches durch die symbolische Dichtung „Vor einem alten Wehstuhl“. In „Alter Bauer am Abend“ und „Der Reiter“ versucht er mit Glück den Tonfall der Ballade. Die sechs Zweizeiler „Auf der Terrasse der Kropfsburg“ sind von markiger Holzschnittmanier:

„Ich schmeck die Erde: Urgestein
Ich bin Kastanie, Brot und Wein.“

Die Saar schickt als ersten Teut Anstolt vor (geb. 1900 in Saarlouis). Anstolt liebt die freien Rhythmen; er verzichtet völlig auf den Reim. Dennoch geht ein starker poetischer Reiz von seinen bilderreichen Versen aus. Karl Arend (geb. 1904 in Bülklingen) pflegt die straffe lyrische Form mit um so größerer Liebe. Dabei ist die „Nacht im Bergmannsdorf“ von ungekünstelter Volkstümmlichkeit. „Bild“ nennt sich ein gelungenes Sonett. Sehr sympathisch berührt auch die Art von Will Keiling (geb. 1897 in Saargemünd). Dieser Dichter durchspült in nimmermüder Grüblerlust den Urgrund der Seele; es geht ihm um „Das Letzte“ und um „Gott“.

Und hat doch keiner je ihn ausgestaltet,
ward jeder noch gewaltig überwaltet
von seiner Stirn dem Stein entschwungenen Rund.
Und viele sterben still an seinen Wangen,
den rauhen noch. Die Glühndsten aber hangen
in bitterm Todestuffe ihm am Mund!

Adolf Kirchner (geb. 1890 in St. Ingbert) weiß durch die Fülle phantastischer Bilder zu fesseln, wenn er „Das Tal“ und den „Fackelzug“ beschreibt oder die Gefühle beim „Abschied“ deutet. Arthur Riehti (geb. 1901 in Saarlouis) führt uns wieder zur Landschaft zurück; er zeigt uns das Reich des Schritters in strahlender Sommerglut, bis ein „Gewitter“ seine Träume zerpeitscht. Dieser lotet die Kunst von Rupert Rupp (geb. 1908 in Saarbrücken), was um so schwerer wiegt, da Rupp der jüngste der zwölf Ausgewählten ist. Er weiß die Dämonen der „Fulnacht“ zu bannen und stößt in „Heroische Landschaft“ vor. In gespenstischer „Stunde am Abend“ bricht die Erde über seinem Grab zusammen; aber selbst die wildeste „Sturmnacht“ kann den Zauber des heimischen Landes nicht töten; er wird durch alle Fahrnis den „Heimweg“ finden zu jener Kraft, die das Land der Deutschen ewig durchbluten muß, und die auch die Pfalz mit dem Land an der Saar für immer verbindet: zum Glauben an den Sieg Gottes durch des Geistes Schwert! So schließt das Buch mit einem Wollafford.

Fritz Droop.